

Ich sehe nicht in dich hinein...

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 7

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich sehe nicht in dich hinein...

Wir liebten Onkel Benjamin leidenschaftlich. Sein strahlendes, heiteres Wesen, sein bubenhaftes Lachen hatte es uns angetan. Eigentlich hiess er Albert, doch wer hätte ihn schon bei diesem Namen gerufen! Da er der jüngste Onkel in unserer Familie war, gab man ihm kurzwegs den Namen «Beni». Er war zehn Jahre älter als ich. Ein Fest, ein Anlass ohne ihn waren undenkbar.

Dann teilte er uns eines Tages mit, dass er heiraten werde. Ich erinnere mich noch gut an seine Hochzeit: Sein üppiges, sonst stets etwas zerzaustes Blondhaar war gebändigt nach hinten gekämmt, seine Augen, die so blau gewesen, wie der Himmel über ihm, strahlten vor Glück, als er an der Seite seiner jungen Braut zur Kirche fuhr. Beim Abschied hatte er meine Hand genommen und hinzugefügt: «Nicht wahr, wir bleiben auch in Zukunft gute Freunde?» Als ich ihm dies versicherte, erstaunt über den Zweifel, den diese Frage zu bergen schien, lachte er plötzlich hell auf und gab mir einen sanften Klaps auf die Wange. Ich bin damals wenig über Dreizehn gewesen, und es mag wohl sein, dass mein Leben zum erstenmal vom schmerzlich-ahnungsvollen Begreifen einer Trennung überschattet wurde. Ein unerklärliches, nie empfundenes Gefühl überkam mich, es war mir, als ob ich mich gegen ein Verhängnis zur Wehr setzen müsste.

Wie selig war ich, als ich nach zwei Jahren eingeladen wurde, meine Herbstferien bei ihm zu verbringen. Ich fieberte vor Ungeduld, bis es endlich so weit war. Von jenen Tagen und was davon in meinem Herzen haften geblieben, versuche ich nun zu erzählen:

Schon von weitem sah ich Beni in der Bahnhofhalle mir entgegenwinken. Unsere Begrüssung war stürmisch, und Arm in Arm schlenderten wir dem Innern der Stadt zu. Trotz seinem fröhlichen, forschen Gebaren kam er mir anders, irgendwie verändert vor. Seine Augen fielen mir vor allem auf: es fehlte ihnen der frühere Glanz. Vor einem grauen, hohen Mietshaus blieb er stehen, und gleichsam entschuldigend sagte er: «Hier wohnen wir, ganz zuoberst.» Während wir die lichtlose, abgenützte Treppe emporstiegen, beschlich mich eine dumpfe Ahnung von etwas Fremdem, Drohendem. Als hätte er meine Gedanken erraten, lächelte

er mir ermunternd zu, ehe er den Schlüssel zu seiner Wohnung umdrehte.

Meine Bedenken waren beim herzlichen Empfang der Tante bald verfliegen. Ihre fleissigen Hände hatten die bescheidenen Räume hübsch wohnlich gemacht. Da waren die alten Eichenmöbel und das grossgeblümte Geschirr, die einst in der Stube meiner Grosseltern gestanden hatten. Und doch bewies der erste Blick, dass hier auch ein Künstler wohnte. Benis Klavier, die Notenblätter, eine Gitarre mit bunten Bändern, einige Radierungen berühmter Musiker gaben dem Ganzen einen besondern Reiz. Onkel Benjamin war nämlich ein bekannter und begabter Barpianist. Nachdem wir Tee getrunken und ich viel von zu Hause erzählt hatte, setzte er sich an sein geliebtes Instrument und bemerkte schelmisch lächelnd: «Meinem Gast zu Ehren.» Er spielte mein Lieblingslied: «Lehre mich, Stern der Nächte.» Nie hatte mich früher diese schlichte Melodie so ergriffen.

Am folgenden Tag kam er erst beim Mittagessen zum Vorschein, unrasiert und in einem zerschlissenen Hausrock. Er berührte die Speisen kaum, und Tante war beleidigt. Darauf erzählte er eine lustige Geschichte von seinem Freund Charles; zuletzt kam heraus, dass er ihn zum Kaffee eingeladen hatte. «Du hast doch nichts dagegen?» fragte er und schaute der Tante ins abweisende Gesicht. «Ich?» Was kümmern mich deine Gäste? — Bloss dass kein Kaffee mehr da ist, und auch kein Rahm. Aber wenn du das besorgen willst — und etwas Gebäck ...»

«Ei, verdammt!» lachte Onkel, sprang auf und wühlte komisch verzweifelt die Hände ins Haar. «Da habe ich ja etwas Nettes angestellt! Und keinen Rappen in der Tasche! — Lache nicht», wandte er sich an mich, «das ist zum Heulen. Ich habe tatsächlich ein Loch in der Tasche, ein grosses, aus dem alle Geldstücklein herausfallen!»

«Ja, sie fallen dir leicht heraus, wahrhaftig!» zischte Tante. «Elsa! sei so gut! Nun ist Charles einmal eingeladen, wir müssen ihm doch etwas vorsetzen! Gibt es denn wirklich nirgends mehr Kredit? — Geh hinunter zu Frau Grenier, Kind. Die pumpt uns gewiss!» Ich nickte bereitwillig und lief zur Türe. Doch Tante hielt mich heftig zurück. «Du bleibst da!» Mit scharfem Auflachen ging sie

zur Kommode, öffnete eine Schublade und nahm ein paar Münzen heraus, die sie mir hinhielt: «Da! Hole Rahm und süsse Brötchen. Der Kaffee wird noch reichen.» Ganz verblüfft stand ich vor ihr, ich wusste nicht recht, ob sie scherzte oder nicht. Aber ich fand es abscheulich, dass sie Beni an der Nase herumführte und er sich dies gefallen liess.

Besuche gab es übrigens nicht selten. Manchmal brachte er in den frühen Morgenstunden schon Kollegen mit, was Tante heillos ärgerte, denn es ging dann meist recht lebhaft zu.

Ueberschaue ich dies heute, so muss ich ihr schliesslich recht geben, dass sie sich solche Gäste verbat. Wenn ich nicht gleich einschlafen konnte, grübelte ich über Onkels und Tantes sonderbares Verhalten nach. Wieso hatte Beni gestern, als wir alleine waren, zu mir gesagt: «Ich habe deine Tante sehr lieb, glaube es mir.» In einem ernsten Ton hatte er das gesagt. Und abends, bevor er spielen ging, hatte er Tante ungestüm an sich gerissen, war mit ihr durch die Küche getanz, und sie hatte lachend in seine wirren Locken gegriffen und ihn geküsst. War ich mit Tante zusammen, schien sie begierig zu sein, alles über ihren Mann zu erfahren, was ich aus seiner Jugendzeit wusste. Und wenn ich ihr von allen unsern lustigen Stunden und gemeinsamen Streichen berichtete, veränderte sich plötzlich ihr Wesen. Sie lächelte — ein warmes, sonniges Lächeln — und sagte, sie freue sich, dass ich zu ihnen gekommen sei.

Für mein Leben gerne hätte ich Onkel Benjamin einmal in seiner Bar besucht. Oft bettelte ich: «Wann nimmst du mich endlich mit?» Doch er hatte regelmässig abgelehnt. «Sobald du eine richtige erwachsene junge Dame geworden bist. In Bars werden kleine, neugierige Mädchen nicht zugelassen.» Schliesslich war ich verstummt, in der Würde meiner fünfzehn Jahre verletzt. Ich war überzeugt, dass es in der «Kakadu» alle Wunder der Welt zu sehen gäbe: Ein Hauch von Zauber würde über allem liegen. Beni am Flügel, in tadellos sitzendem Frack, bei gedämpftem Rosalicht Tangos und Walzer spielen, schöne Damen würden ihm zulächeln und Kellner geräuschlos von Tisch zu Tisch eilen und Champagner in schlanke Kristallgläser giessen.

In letzter Zeit sah Onkel elend aus. Es kam öfters vor, dass er mitten im Klavierüben abbrach, sich an die Schläfen griff und über Kopfschmerzen klagte. Das trübe Wetter wurde beinahe zu einer Krankheit, es machte die Menschen unverträglich und gereizt.

Onkel Beni war wieder einmal bis über Mittag im Bett geblieben und Tante und ich hatten alleine gegessen. Ich hatte beabsichtigt, spazieren zu gehen. Jedoch kam mir von der engen Gasse ein solch feuchter Dunst entgegen, dass mich ein fast körperlicher Widerwille erfasste, und ich fröstelte schon beim Gedanken, auch nur eine Stunde ziellos in der Stadt herumzubbummeln. Unbemerkt kehrte ich in mein Zimmer zurück. Auf dem Bett ausgestreckt, das geschlossene Buch zwischen den Fingern, wurde ich plötzlich durch erregte Worte aufgeschreckt. Ein Streit! Wie schrill die Stimme der Tante klang! Nun, was schrie sie da so heftig? «Whisky, Karten spielen!» — was sollte das bedeuten? Und Onkel dazwischen: «Ach, lass doch endlich! Ich dulde diese ewigen Vorwürfe und Sticheleien nicht länger. Dass du es gleich erfährst, das Mädchen muss weg, aus dieser Atmosphäre heraus! Morgen werde ich seinen Eltern schreiben.» — Mir blieb der Atem aus. Um meinetwillen stritten sie! Ich schnellte auf die Knie, beugte mich vor und presste das Ohr an die Türfüllung.

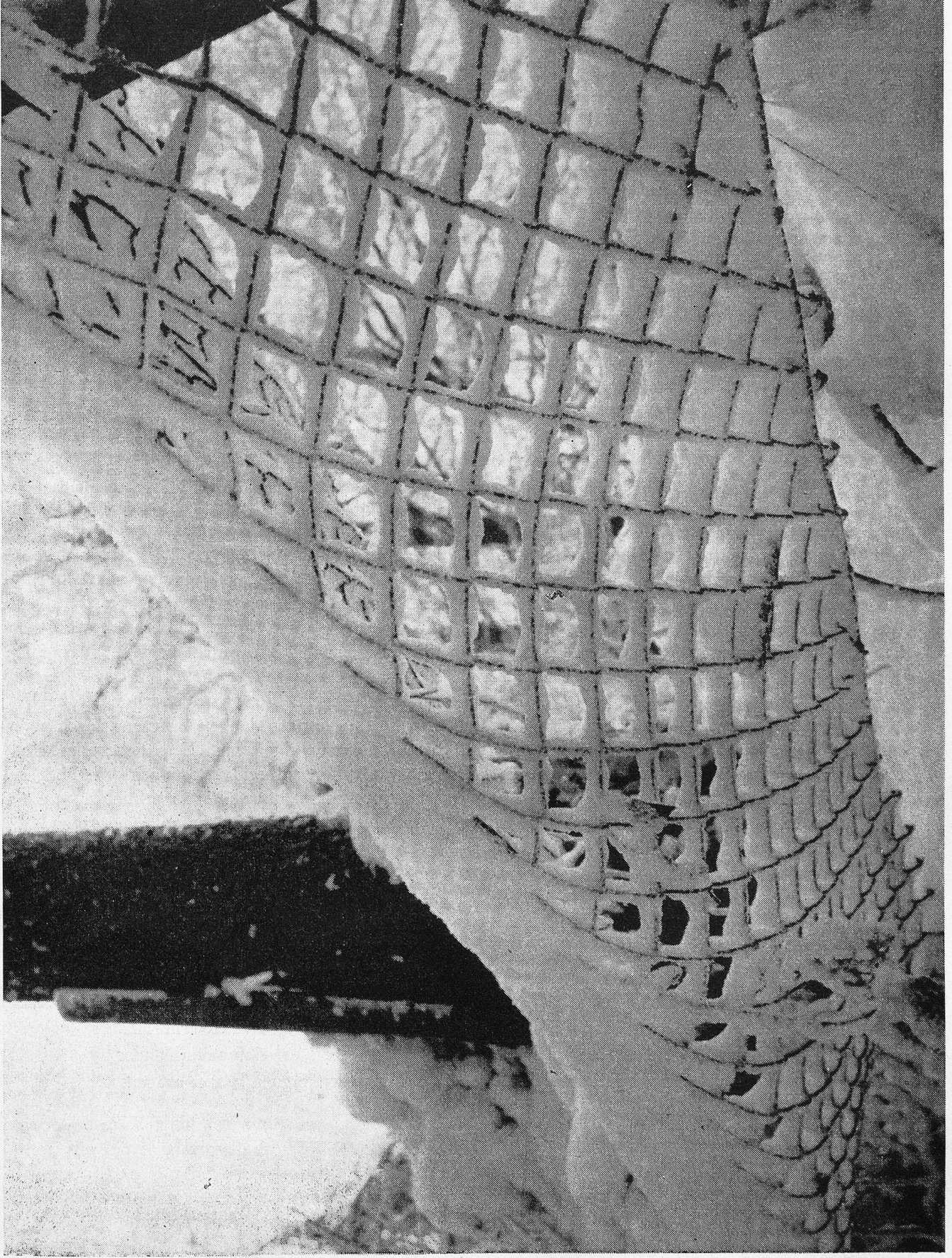
«Nein, mein Lieber! Wir hatten versprochen, deine Nichte den Herbst über hier zu behalten, und dabei bleibt es! Bist du überhaupt in der Verfassung, einen Entschluss zu fassen, heute?» Wie höhnisch sie diese Worte dehnte.

«Elsa!»

Das Schweigen wurde immer lastender. Ich verhielt mich mäuschenstill, um mich nicht zu veraten. Und dann sprach Beni, aber so, als sei er ein ganz anderer Mensch; bekümmert, hoffnungslos: «Wenn du meinst, dass es mir Vergnügen macht, Elsi?» Aber ich bin einfach erledigt!»

Ich brauchte nicht mehr lange zuzuhören, um zu merken, um was es sich drehte: Dass Onkel Benis Lebensweise anfang, seine Gesundheit zu untergraben und dass er unter Tantes Feindseligkeit litt. Ich war zurückgesunken, das Kopfkissen hatte ich wie schutzsuchend an mich gedrückt. Mit angezogenen Füßen kauerte ich auf der Decke. Ich hätte die Türe aufreissen, Beni bitten mögen, mich nicht heimzuschicken. Aber durfte ich zeigen, dass ich gelauscht hatte? Im Geheimen gelobte ich, niemandem von dem eben Gehörten etwas zu sagen. Ich musste verschwinden, ehe sie mich entdeckten. Vorsichtig schlich ich aus dem Hause.

Es hatte keinen Zank, keine Anspielungen mehr gegeben, aber noch ehe sich die Frage meiner Abreise entschied, brach der schicksalsschwere Tag heran.



VERSCHNEITES GITTER

Photo H. P. Roth

Ich war ziemlich spät von einem Ausflug mit Bekannten zurückgekehrt und, atemlos vom eiligen Treppensteigen, einen Augenblick stehen geblieben. In der Wohnung schien alles still zu sein. Beni war gewiss schon unterwegs zur Arbeit, ebenso Tante, die seit kurzem im «Croix Bleue» abends an der Kasse aushalf. Auf dem Tisch in der Küche stand unter einem umgekippten Teller etwas Essen für mich bereit. Hungrig begann ich zu essen. Erst nachdem ich alles in Ordnung gebracht, begab ich mich ins Wohnzimmer. Wie erschrak ich, als ich Onkel reglos auf dem Sofa liegen sah. Bei meinem Schrei wollte er sich aufrichten, doch es gelang ihm nur mühsam, ein wenig den Kopf zu heben. «Onkel Beni», stammelte ich, «was ist geschehen? Ist dir schlecht?» Ich lief zu ihm hin, fasste seine Hände, die eiskalt waren. Sein starrer Blick ängstigte mich. Endlich sprach er matt, mit seltsam leiser Stimme: «Ich muss mich wohl verschlafen haben. Wie spät ist es?» Mich schaute er dabei an, als käme ich von weither zurück.

«Ich koche dir gleich Tee! Heisser Tee ist das beste.»

«Danke», sagte er, als ich ihm die Schale mit dem heissen Getränk reichte. «Danke.»

Mit unsichern Händen legte ich ihm die Decke um die Schulter, denn ein Krampf schüttelte ihn. Während er in grossen Schlücken den Tee trank, hatte er für jede meiner kleinen Handreichungen nur dasselbe Lächeln, das gleich, fast schüchterne «Danke».

Als er ausgetrunken, fiel er wieder in sich zusammen. Die Pendeluhr tickte unentwegt weiter und draussen klatschte jetzt ein Schauerregen an die Scheiben. Der Kranke schien eingeschlafen zu sein, er hatte die Augen geschlossen. Nur seine

blonden Haare leuchteten im fahlen Dämmerlicht. Sein Atem ging stossweise. Hin und wieder löste sich ein Hupensignal aus dem Gessumm der Stadt und drang herauf. Wäre doch Tante schon zurück! Die einsame Wohnung machte mir Angst; es war eine richtige Kinderangst. «Beni», flüsterte ich. Die Türe zur Küche stand offen, in den Wasserhähnen über dem Ausguss rauschte es, und aus dem Treppenhaus drängen undeutliche Geräusche. Ich getraute mich nicht, Hilfe zu holen, nicht mich zu bewegen, um den Schlafenden nicht zu wecken.

Wie lange ich so dagesessen, weiss ich nicht mehr. Plötzlich flammte Licht auf und ich stürzte der Tante entgegen. Ohne dass sie viel gesprochen, hatte ich aus ihrem verzweifelten Blick gelesen, dass es schlimm um Onkel stehen musste.

Aufs Geratewohl läutete ich an ein paar Häusern, bevor ich das weisse Schild eines Arztes sah. Erst unterwegs richtete er ein paar Fragen an mich. Was ich während meines nächtlichen Ganges schauernd empfunden hatte, bestätigte sich. Der Arzt konnte nicht mehr helfen. Was dann geschah, davon sind nur Bruchstücke in meinem Gedächtnis geblieben. Ich erinnere mich, dass ich mich wunderte, Tante fassungslos weinen zu sehen und begriff, dass hinter ihrer früheren scheinbaren Kälte nichts weniger als Kummer und Sorge gesteckt haben mochten. Ich hatte nicht geglaubt, dass auch sie Beni so sehr geliebt hatte. Mich hatte der Schmerz gepackt wie ein brennender Strom. Der Tod meines jungen Onkels war ein furchtbarer Schlag für mich gewesen. Sein liebevolles Herz hatte aufgehört zu schlagen, doch ein bisschen Licht von ihm ist immer in mir geblieben, und ein wenig dunkler war es für uns alle geworden.

WINTERSTILLE

So seltsam schweigen alle Dinge,
So wunderselig träumt die Welt,
Die unter weicher, weisser Schwinge
Das müde Haupt geborgen hält.

Von allem Gleissen abgewendet,
Doch friedevoll und unverhärmt:
Ein Wesen, das sich unverblendet
An seinem eignen Herzen wärmt.

Wie Melodien ohne Worte
Schwebt's über seiner tiefen Ruh,
Und glücklicher ziehst du die Pforte,
O Wanderer, deiner Klause zu.

Walter Dietiker